

Leseprobe aus:

Ulrich Sieg
Die Macht des Willens



Mehr Informationen zum Buch finden Sie auf
www.hanser-literaturverlage.de

© Hanser Berlin im Carl Hanser Verlag München 2019

 HANSER BERLIN



Ulrich Sieg

DIE MACHT DES WILLENS

Elisabeth Förster-Nietzsche
und ihre Welt

Carl Hanser Verlag

1. Auflage 2019

ISBN 978-3-446-25847-1

© 2019 Carl Hanser Verlag GmbH & Co. KG, München

Umschlag: Peter-Andreas Hassiepen, München

Motiv: © Goethe- und Schiller-Archiv Weimar, GSA 101/175

Satz: Greiner & Reichel, Köln

Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck

Printed in Germany



MIX
Papier aus verantwortungs-
vollen Quellen
FSC® C083411

INHALT

Persona disgrata	7
Frühe Prägungen	21
Jahre im Schatten	54
Eine Liebe	95
Südamerikanisches Vabanquespiel	125
Eine Institution wird geschaffen	164
Nietzsche als Ikone	195
Die Propagierung eines europäischen Genies	220
Nietzsche im »Krieg der Geister«	246
Im Auf und Ab der Weimarer Republik	279
Faszination der Macht	320
Ausklang	346
Dank	355
Anmerkungen	359
Quellen und Literatur	407
Bildnachweis	424
Personenregister	427

PERSONA DISGRATA

Im Frühjahr 1889 brach für Elisabeth Förster eine Welt zusammen. Die Schwester Friedrich Nietzsches lebte mit ihrem Mann, dem bekannten Antisemiten und Kolonisten Bernhard Förster, am Rande des Dschungels in Paraguay, als sie ein Brief aus Europa erreichte. Er enthielt die Nachricht von Nietzsches aufsehenerregendem Turiner Zusammenbruch und seiner Einweisung in die Psychiatrie. Elisabeth, die sich angesichts der wirtschaftlichen Lage der Kolonie »Nueva Germania« mit einer Fülle von Problemen herumschlug, war entsetzt. Umgehend wandte sie sich an den verantwortlichen Psychiater Otto Binswanger in Jena und trug ihre Sicht der Dinge vor. Ihr Bruder sei ein bedeutender Denker, dessen Gesundheit allein der exzessive Gebrauch des Schlafmittels Chloral zerstört habe, urteilte sie selbstbewusst am 23. März. Von einer unheilbaren »Progressiven Paralyse«, wie die ärztliche Diagnose lautete, wollte Elisabeth nichts wissen. Stattdessen hob sie Nietzsches gute gesundheitliche Anlagen hervor und bat Binswanger, den Kranken »sanft auf Kant hin[zu]weisen«. Schließlich habe es »dessen Philosophie nicht geschadet, daß er zuletzt geistesgestört war«, während ihr Bruder »noch alles überwinden und mit neuen Kräften an seine Arbeit gehen (kann)«.¹

Doch die innere Unruhe wuchs. Am 9. April 1889 plagte Elisabeth² die Vorstellung, erst ihre Abwesenheit habe »das Schreckliche« ermöglicht. Ausführlich teilte sie der Mutter in Naumburg mit, wie skeptisch sie den Ärzten gegenüberstehe, die alle »nicht auf die Stimme der Erfahrung hören«. Einen besonderen Tadel verdiene Nietzsches Basler Freund Franz Overbeck, der »Fritz ins Irrenhaus gebracht hat«. Es sei ganz ausgeschlossen, dass der Bruder die damit verbundene Demütigung ertragen könne, wenn er wieder bei klarem Verstand sei. Er werde gewiss Selbstmord begehen. Noch drastischer äußerte sich Elisabeth im Brief an die Mutter

vom 30. Mai. Pathetisch sprach sie davon, dass sich »unser armes Lamm« in den »mörderischen Händen« von Ärzten befinde, denen das Studium den Verstand verwirrt habe. Dabei wäre alles so einfach gewesen. Hätte man sich nur an die erprobten Heilmittel gehalten (»so wenig Fleisch wie möglich u. keine Medizin!«), wäre Nietzsche längst wieder gesund. Jetzt führe an seiner gewaltsamen Befreiung kein Weg mehr vorbei, und Elisabeth bedauerte sehr, eine solche Aktion nicht selbst unternehmen zu können. Erst miete man eine Sommerwohnung, dann erscheine man bei »Prof. Binswanger mit irgendwelchen männlichem Beistand« und nehme den Patienten einfach mit nach Hause. Als Erklärung werde genügen, »der Kranke gehöre uns, wir wollten ihn auf unsere Weise gesund machen«. Das waren hoffnungslos optimistische Töne, die weder auf eine nüchterne Einschätzung der Lage noch auf innere Balance schließen lassen. Wie es um Elisabeths Seelenzustand bestellt war, zeigt der weitere Inhalt des Briefes. Während sie die Probleme in »Nueva Germania« herunterspielt, bricht immer wieder der Schmerz über das Schicksal ihres Bruders durch. Eindringlich klagt sie darüber, beständig zu öffentlicher Gelassenheit gezwungen zu sein, »damit die Leute nicht denken ich werde auch noch schwermüthig. Niemand merkt mir an, was ich leide, aber ich wollte manchmal ich wäre todt u. läge da unten in dem tiefen Fluß. Nun das Leben ist schwer, es muß getragen werden.«³ Der letzte Satz sollte vermutlich auf die Mutter beruhigend wirken; aber er illustriert auch, mit welchen einfachen Mitteln Elisabeth sich Mut zusprach.

Bernhard Förster nahm an der Tragödie keinen Anteil und ließ seine Frau in ihrem Kummer allein. Ihn plagten selbst gewaltige Sorgen. Die Kolonie stand wegen ihrer unsoliden Finanzierung vor dem Aus und war in Europa zum Gegenstand einer öffentlichen Debatte geworden. Seine letzten Hoffnungen setzte Förster in die Regierung Paraguays und in die Hilfe durch den Chemnitzer Unterstützungsverein: Beide Pläne zerschlugen sich. In Asunción sah man nicht ein, warum man günstigere Konditionen zum Landerwerb als die vertraglich vereinbarten gewähren sollte, in Sachsen hielt man Förster längst für einen zweifelhaften Glücksritter. Nach seiner Rückkehr aus der Hauptstadt ohne verbindliche Zusagen brodelte

es in der Kolonie. Förster verließ »Nueva Germania« Ende Mai 1889 und ging an einen der schönsten Orte des Landes, San Bernardino am Ipacaray-See. Dort hatte der mit ihm aus Deutschland ausgewanderte Wilhelm Weiler ein Hotel eröffnet, in dem Förster sich nun einquartierte. Offenkundig wollte er den bevorstehenden Ruin vergessen und sprach in den nächsten Tagen erheblich dem Alkohol zu. Am Morgen des 3. Juni wurde Förster in seinem Hotelzimmer tot aufgefunden. Die Todesursache konnte bis heute nicht geklärt werden, manches spricht für Selbstmord.⁴

Es dauerte bis zum 22. Juni, ehe Elisabeth ihre Mutter informierte. Für den Tod des Mannes machte sie die habgierige Ungeduld der »Chemnitzer« verantwortlich, die seine idealistische Gesinnung einfach nicht verstanden hätten. Aber sie warf sich auch selbst vor, dass sie Nietzsches Schicksal zu sehr in Beschlag genommen und sie die Situation ihres »Herzensliebings« verkannt habe. Letztlich sei Förster auch aufgrund ihrer Schwäche einsam in einem Hotelzimmer gestorben. Deshalb werde ihre vordringliche Aufgabe im Bezahlen der Schulden bestehen, damit »auf dem teuersten Namen kein Flecken bleibt«. Im Glauben fand Elisabeth keinen Trost. »Es ist kein Gott«, klagt sie der frommen Mutter, »wie könnte sonst dieses edelste Herz von den elenden falschen Freunden u. Betrügnern gebrochen werden, wie könnten sonst zwei Herzen die so innig verbunden waren so grausam getrennt werden.« Das Leben scheint ihr von einem »blindwüthende[n] Schicksal« beherrscht, dem sich die Menschen beugen müssen. Und sie macht ihr naives Gottvertrauen dafür verantwortlich, dass sie nicht findiger nach Möglichkeiten gesucht habe, um ihrem Mann in der schwierigen Situation zu helfen. Zehn Tage später hat sich Elisabeths Gemütslage kaum verändert. Sie sieht in Försters schlechten Nerven als Geschäftsmann die Hauptursache der Katastrophe, bedauert, ihm nicht geholfen zu haben, und klagt über die Schlechtigkeit einer gottlosen Welt. Nach wie vor beschönigt sie die finanzielle Situation der Kolonie und hofft damit, Befürchtungen in der Heimat zu zerstreuen.⁵

Es dauerte geraume Zeit, bis Elisabeth wieder halbwegs festen Grund unter den Füßen hatte. Das Bild ihrer Mitmenschen hellte sich keines-

wegs auf, und auch den christlichen Glauben scheint sie nicht wiedergefunden zu haben. Elisabeth entwickelte vielmehr langsam eine andere Lebenseinstellung. So äußerte sie am 23. April 1890 gegenüber der Mutter zwar noch Selbstmordabsichten, sah sich aber auch als »eine Art Romanfigur ›Die junge interessante Witwe‹«. Zugleich war sie davon überzeugt, in einer »verächtliche[n] Welt« zu leben, die man »mit den Waffen der Welt bekämpfen (muß)«. Im Juni wurde die neue Haltung deutlicher. Fast trotzig ließ sie die Mutter wissen: »Man ist in der Welt Hammer oder Amboß, nun gut, ich bedanke mich für den Amboß, ich will lieber Hammer sein.«⁶ Gewiss finden sich in Elisabeths Briefen der nächsten Monate auch düstere Töne, doch die Lebenslust wird stärker. Die Entscheidung für eine kompromisslose Lebensführung entsprach ihrem Charakter und half beim Überwinden der seelischen Probleme.

Es ist erstaunlich, dass die Nietzsche-Forschung einen Bogen um Elisabeths Briefe aus Südamerika geschlagen hat. Dabei sind sie psychologisch sehr aufschlussreich. Sie illustrieren, mit welcher Intensität Elisabeth die kurz aufeinanderfolgenden Schicksalsschläge erlebte, und geben einen Einblick in die Veränderung ihrer Weltsicht. Die fehlende Empathie zeigt sich in den übergangenen oder nur beiläufig behandelten Motiven wie der Liebe zu ihrem Mann und den immer wieder auftretenden Suizidneigungen. Über die Gründe für das biographische Desinteresse lässt sich trefflich spekulieren; eines jedoch scheint unstrittig. Es gab nach der Katastrophe des Nationalsozialismus wohl niemanden, der sich so sehr als »Sündenbock« der Philosophiegeschichte eignete wie Nietzsches Schwester. Ihr Drang zu öffentlicher Anerkennung wurde effektiv inszeniert und durch zahlreiche Bilder, etwa vom Empfang Hitlers in der Villa Silberblick, in die Welt getragen. So dürfte es keine Übertreibung, sondern schlicht zutreffend sein, wenn die Schließung des Nietzsche-Archivs nach dem Zweiten Weltkrieg als »stellvertretende Sühneleistung der Weimarer Kulturinstitute« aufgefasst wird.⁷

In der Folgezeit kam es zu einer *Damnatio memoriae*, die in der Ideengeschichte des 20. Jahrhunderts ihresgleichen sucht. Elisabeth Förster-Nietzsche, wie sie nach einem von ihr erwirkten Gerichtsurteil seit

1895 hieß, hatte sich mit beharrlicher Energie in die Geschichte ihres Bruders eingeschrieben. Nun wirkten viele Wissenschaftler daran mit, sie aus dieser Geschichte wieder herauszuschreiben. Ohne sich weiter mit Details zu plagen, mokierte man sich über ihre angeblich geringe Intelligenz oder spottete über ihren kleinbürgerlichen Habitus. Über alldem lag der Schatten des »Dritten Reichs«, auf das ihr gesamtes Leben bezogen wurde. Pars pro toto sei eine Abhandlung Karl S. Guthkes genannt, der wir ihren eindrucksvollen Brief an Binswanger vom 23. März 1889 verdanken. In kühnem Vorgriff auf Zukünftiges deutete der renommierte Germanist das höchst private Dokument als »Geburt des Propheten Nietzsche aus dem Ungeist der faschistoiden Schwester«.⁸

Im Grunde betrachtete man Elisabeth Förster-Nietzsche seit 1945 als »Unperson«, die das genaue Studium nicht lohne. Schließlich sei es vollkommen klar, dass sie mit ihren Machenschaften ein tieferes Verständnis von Nietzsches Philosophie verhindert habe. Dies gelte vor allem für die in Deutschland dominierenden Vorstellungen mit ihrer unheilvollen Verherrlichung des menschlichen Machtwillens. Nicht selten schrieb man missliebige Auffassungen des Meisterdenkers, etwa aus der Rassenlehre oder der Eugenik, dem unheilvollen Einfluss der Schwester zu. Dies verriet nicht nur geringen historischen Sinn, es beachtete auch viel zu wenig den experimentellen Charakter von Nietzsches Gedanken und die perspektivischen Brechungen seiner Aussagen.⁹

Eine Schlüsselrolle bei der Einschätzung der Schwester spielte Karl Schlechta, der zwischen 1934 und 1941 im Nietzsche-Archiv gearbeitet und sich ein eigenständiges Urteil über dessen Editionspraktiken gebildet hatte. Seine Mitte der fünfziger Jahre im Hanser Verlag erschienene Ausgabe dokumentierte akribisch, wie manipulativ Elisabeth Förster-Nietzsche mit den Texten ihres Bruders umgegangen war. Dies betraf sein angebliches Hauptwerk *Der Wille zur Macht*, aber auch viele Briefe. Schlechta zog aus den philologischen Befunden eine eindeutige Konsequenz: »Wer sich für die Schwester entscheidet«, heißt es kategorisch, »entscheidet sich gegen Nietzsche; man kann nicht das eine tun und das andere lassen.«¹⁰ Vor diesem Hintergrund wirkt es allerdings halbherzig, wenn er bei

der Edition des Nachlasses primär auf jene Texte rekurrierte, die bereits 1906 im *Willen zur Macht* zu finden waren.

Ganz auf »Entmythologisierung« setzte Mazzino Montinari, als er um 1970 die *Kritische Gesamtausgabe* Nietzsches in Angriff nahm. Ihm ging es vor allem darum, den in Weimar propagierten Nietzsche-Kult als verhängnisvolle Ideologisierung eines kritischen Geistes zu erweisen.¹¹ Die von Montinari geforderte »Entschwesterung« Nietzsches hat freilich ihrerseits bedenkliche Konsequenzen. Gleichsam unwillkürlich führt sein Postulat zu einer Unterschätzung von Elisabeths Bedeutung und einer ungerechtfertigten Einschränkung des Quellenkorpus der Nietzsche-Forschung. Denn zahlreiche aussagekräftige Zeugnisse stehen nun einmal in unmittelbarem Zusammenhang mit ihr und dem Nietzsche-Archiv. Überdies stellt sich die Frage, wie weit Montinaris Ansatz in historischer Hinsicht trägt. Schließlich waren es gerade die von der Schwester in Umlauf gesetzten Mythen, die ihre Zeitgenossen in den Bann schlugen und Breitenwirkung entfalteten. Bis heute ist die Spur der von ihr erfundenen Geschichten in der Nietzsche-Biographik unübersehbar.

Dabei steht außer Frage, dass Elisabeth Förster-Nietzsche als Fälscherin beträchtliche Energie entwickelte. Christian Niemeyer hat vollkommen recht, wenn er ihre vielfältigen Eingriffe in die Dokumentenlage betont.¹² Doch ist es alles andere als einfach, wie man damit umgehen soll. Denn Nietzsches Schwester hat weniger neue Dokumente fabriziert als bereits vorhandene Zeugnisse manipuliert. Datierungen wurden verändert, Namen ausradiert und überschrieben oder kurze Passagen hinzugefügt. Welche Motive hinter den Texteingriffen stehen, ist nur am jeweiligen Einzelfall zu klären. Aber auf diese Schriftstücke grundsätzlich zu verzichten hieße, die Möglichkeiten der Nietzsche-Forschung erheblich einzuschränken. Auch der hier zitierte Brief an die Mutter vom 22. Juni 1888 weist »Bearbeitungsspuren« auf und bietet doch wichtige Aufschlüsse über Elisabeths Gemütslage nach dem Tod ihres Mannes.

Seit einiger Zeit mehren sich die Publikationen über Elisabeth Förster-Nietzsche, die durch ihren riesigen Weimarer Nachlass inspiriert sind. Vom Umfang überragt er noch Goethes hinterlassene Papiere, ist mitt-

lerweile gut erschlossen und belegt eindrucksvoll, wie viel ihr das Urteil der Nachwelt bedeutete. Elisabeths ausgedehnte Korrespondenz demonstriert nicht nur ihre Arbeitskraft, sondern zeigt auch ihren hohen Vernetzungsgrad in künstlerisch und intellektuell bestimmenden Kreisen. Keine Frage – Nietzsches Schwester verstand es, Menschen für sich einzunehmen und Werbung in eigener Sache zu betreiben. Ihr Einfluss erklärt sich schon allein daraus, dass sie mehr als vierzig Jahre bestimmte, wer Originaltexte Nietzsches zu sehen bekam und zitieren durfte. Doch so reich die Quellenlage ist, es wäre eine Illusion, den Nachlass auch nur annähernd für vollständig zu halten. Gelegentlich hat man sogar den Eindruck, als ob gerade das wichtigste Stück fehlt. Jedenfalls besteht kein Zweifel daran, dass die erhobenen Dokumente erst nach eingehender kritischer Prüfung verwendet werden können. Zu genau wusste Elisabeth um die Bedeutung mythenbildender Erzählungen, zu dominant war ihre Position im Weimarer Archiv und zu »elastisch« ihr Umgang mit dem jeweiligen Zeitgeschmack, als dass man die von ihr geschaffene Überlieferung schlicht für bare Münze nehmen könnte.

Eine umsichtige Edition ihrer Korrespondenz mit Harry Graf Kessler verdanken wir Thomas Föhl. Sie zeigt, dass die auf Rudolf Steiner zurückgehende Ansicht von Elisabeths »philosophischer Ahnungslosigkeit« in dieser Simplizität nicht stimmen kann. Ausgiebig diskutierte sie inhaltliche Detailfragen von *Der Wille zur Macht* und bestimmte früh die kanonische Lesart ihres Bruders. So weit die politische Wertewelt des »roten Grafen« und Elisabeths auch auseinanderlagen, bis zum Ersten Weltkrieg fanden sie immer wieder eine gemeinsame Basis. Auch wenn Kessler gelegentlich über Idiosynkrasien in der Villa Silberblick den Kopf schüttelte, ist sein Respekt für Nietzsches Schwester offenkundig. Nicht zuletzt stieß er für sie das Tor zur guten Gesellschaft auf und sorgte für Kontakte, die sich rasch als nützlich erwiesen. Elisabeth Förster-Nietzsche zahlte hingegen primär mit »symbolischer Münze«, indem sie Einblick in ungedruckte Manuskripte gewährte und Nähe zu einem Jahrhundertgenie suggerierte.¹³

Die biographischen Studien schwanken im Urteil über sie. Carol Die-the unterstreicht Elisabeths instrumentelle Einstellung zur Welt. Bei aller

Bewunderung des Bruders habe sie stets auf den eigenen Vorteil geachtet und ihren Ruhm auf den privilegierten Zugang zu seinen Manuskripten gegründet. Ihr von Eifersucht geprägtes Verhältnis zum brillanten Bruder entlarve die nähere Analyse als »parasitär«. Ein deutlich positiveres Bild entwirft Kerstin Decker. Angesichts der schwierigen Überlieferung sei eine überzeugende Nietzsche-Ausgabe für Elisabeth unmöglich gewesen. Ihre Sammlungstätigkeit, biographischen Publikationen und Editionen verdienten jedoch Anerkennung und hätten die Grundlage für alles Weitere gelegt. Die Bejahung des Nationalsozialismus erkläre sich hingegen primär aus Elisabeths Mediokrität.¹⁴

Beide Bücher verbindet das teleologische Geschichtsverständnis. Das Deutsche Kaiserreich wird als zutiefst autoritäre Gesellschaft betrachtet, in der die Fehlentwicklungen des 20. Jahrhunderts bereits angelegt gewesen seien. Doch der »deutsche Sonderweg«, der einst so vieles erklären sollte, hat seine Überzeugungskraft verloren. Statt der obrigkeitstaatlichen Prägungen in Deutschland betont man heute die rasante »Verwandlung der Welt« (Jürgen Osterhammel), die in allen auf Industrialisierung setzenden Nationalstaaten ähnliche Problemszenarien schuf. In dieser Perspektive erscheint Europa als Kontinent, der um 1900 zwar den Globus beherrschte, aber die dynamischen Veränderungen sozialer, wirtschaftlicher und kultureller Natur kaum noch auszutarieren verstand. Wie überfordert seine politischen Eliten tatsächlich waren, zeigt die Entstehung des Ersten Weltkrieges, deren Irrationalität Christopher Clark plastisch vor Augen geführt hat.¹⁵

Elisabeths Leben umspannte zudem vom Vormärz bis zum »Dritten Reich« sehr verschiedene Perioden deutscher Geschichte. Zumeist reagierte sie nicht passiv auf zeitgenössische Vorstellungen, sondern wusste genau, was sie wollte: die irdische Vergöttlichung ihres Bruders und bleibenden Ruhm für sich. Letztlich richtete Elisabeth Förster-Nietzsche ihr Verhalten primär am Erfolg aus, weshalb es stark situativen Charakter trägt. Dementsprechend wichtig sind die historischen Kontexte, in denen sie sich durchsetzte. Dies führt zu einer Verschiebung der Untersuchungsperspektive. Angesichts des erfolgreichen Ideenmarketings stellt sich we-

niger die Frage, wie es um Elisabeths Wahrhaftigkeit bestellt war, sondern wie sie es schaffte, einer breiten Öffentlichkeit das Bild einer redlichen Idealistin zu vermitteln. In jedem Fall war es keine kleine Leistung, in ganz unterschiedlichen Situationen den Ton der Stunde zu treffen.

Nietzsches Schwester zu verstehen ist alles andere als einfach, fehlt es doch oft an Dokumenten, welche die Motive ihres Handelns offenlegen. Umso mehr überrascht die Eindeutigkeit der bisher gefällten Urteile. Aussagen zur Familiengeschichte folgen nicht selten den von Elisabeth erfundenen und geglätteten Narrativen. Dabei ist die kritische Analyse ihrer Veröffentlichungen für eine umfassende Deutung ihres Lebens unabdingbar. Angesichts der Schwierigkeit des Themas liegt derzeit ein zurückhaltender Umgang mit Werturteilen nahe, die in der Geschichtswissenschaft ohnehin heikler sind, als gemeinhin angenommen wird. Gerade bei Nietzsches umtriebiger Schwester spricht manches für die Haltung Marc Blochs: »Es ist so einfach, ›an den Pranger!‹ zu rufen. Wir verstehen niemals genug.«¹⁶

Generell sollten sich Biographen vor Übertheoretisierung hüten. Die meist reichlich sprudelnden Quellen täuschen über ihre Kontingenz hinweg und wecken die Illusion von Vollständigkeit. Dem »unlogischen Widersinn des Lebens«, von dem Robert Louis Stevenson spricht¹⁷, wird man jedoch mit in sich stimmigen biographischen Entwürfen schwerlich gerecht. Gerade wenn man es mit einer ebenso berechnenden wie fabulierfreudigen Frau wie Elisabeth Förster-Nietzsche zu tun hat, ist bei apodiktischen Urteilen und kühnen Sinnkonstruktionen Vorsicht geboten. Stattdessen hilft nicht selten die Heranziehung weiterer Quellen. Und vieles spricht dafür, die Orte des Geschehens selbst in Augenschein zu nehmen. Dies schärft die historische Vorstellungskraft und ermöglicht überraschende Einsichten. Beispielsweise beurteilt man Elisabeths idyllische Beschreibungen Paraguays anders, wenn man ein eigenes Bild des bis heute bitterarmen Landes gewonnen hat.

Der kritisch-verstehende Ansatz zielt nicht auf Skandalisierung, sondern auf die Gewichtung von Nuancen. Elisabeths Bedeutung für das Leben ihres Bruders ist zu komplex, als dass eine holzschnittartige Darstel-

lung angemessen sein könnte. Vielmehr handelt es sich um die schwierige Aufgabe, eine heftig kritisierte Person, zu der sich leicht verfängliches Material finden lässt, nicht schwärzer, sondern schärfer zu sehen. Damit verbunden ist ein zentrales methodisches Problem. Erstaunlich häufig werden in der Ideengeschichte die Schlachten der Vergangenheit noch einmal geschlagen und mit eindeutigen Werturteilen versehen. Doch weder umstandslose Ablehnung noch direkte Identifikation helfen bei der Deutung vergangener Sinnhorizonte. Nötig ist das Erfassen der konkreten Situation. Quentin Skinners Maxime zum Umgang mit ideenhistorischen »Klassikern« ist auch im Falle Elisabeth Förster-Nietzsches hilfreich: Es gelte »herauszufinden, was ein Autor zu der Zeit, in der er schrieb, dem Publikum, das er ansprechen wollte, durch das Machen der Äußerung tatsächlich mitzuteilen beabsichtigte«. ¹⁸ Dies führt nicht zum »Hineinsehen« in einen anderen Menschen; das bleibt mit geisteswissenschaftlicher Methodik unerreichbar. Aber man erhält einen Eindruck von den Motiven, die menschliches Handeln zu einem bestimmten Zeitpunkt leiteten und seine Wertvorstellungen bestimmten.

Zudem sollte ein realistisches Bild der Kräfte gezeichnet werden, gegen die sich Elisabeth behaupten musste. Schon in juristischer Hinsicht war dies nicht einfach. Während Männer im Deutschen Kaiserreich mit 24 Jahren volljährig wurden, »standen Frauen lebenslang unter der Vormundschaft ihres Vater, Bruders oder [...] Ehemannes«. ¹⁹ Auch eine gute Ausbildung war schwer zu bekommen, endete doch für die meisten Mädchen die Schule bereits mit vierzehn Jahren. Überdies waren die Universitäten eine Männerdomäne, in der zu Beginn des Kaiserreichs schon das Einschreiben als Gasthörerinnen Schwierigkeiten bereitete. Doch wer nur das Ausmaß der Frauenunterdrückung betont, übersieht leicht das Entscheidende. Mit der enormen Vermehrung des Reichtums und der steigenden Bedeutung des Bürgertums verloren die angestammten Geschlechterrollen einen Gutteil ihrer Selbstverständlichkeit. Wie sehr die Dinge in Bewegung gerieten, lässt sich daran erkennen, dass im Ausgang des 19. Jahrhunderts wichtige politische Strömungen wie die Sozialdemokratie oder der Linksliberalismus die Frauenemanzipation auf ihre Fahnen geschrie-

ben hatten. An den Universitäten setzten sich immer mehr fortschrittlich gesinnte Akademiker für das Frauenstudium ein. Und Frauen nutzten die neuen Chancen, wie viele selbstbewusste Lebensläufe von Lilly Braun bis Clara Zetkin dokumentieren.

Den vorhandenen Möglichkeitsraum sollte man nicht marginalisieren, sonst drohen die Langeweile der Schwarzweißmalerei und die Unschärfe reiner Spekulation. So hilft es wenig, wenn Klaus Goch darüber phantasiert, welche großartige Chancen sich Elisabeth mit der Ausbildung ihres Bruders eröffnet hätten.²⁰ Auch Nietzsches Schwester musste mit der Welt, wie sie nun einmal war, zurechtkommen. Zudem lässt sich Geschichte nicht im Was-wäre-wenn-Modus erzählen; weil historische Aussagen sich auf einen unverwechselbaren Ort und eine unverwechselbare Zeit beziehen. Anderenfalls droht ihnen das Odium der Beliebigkeit. Elisabeth Förster-Nietzsches Haltung zum Feminismus ist keineswegs uninteressant. Zwar betonte sie ihre Reserven gegenüber der Frauenbewegung, doch hatte sie ihre Schlüsselfiguren wie Gertrud Bäumer und Helene Stöcker in Weimar zu Gast und hofierte sie nach Kräften. Nietzsches Schwester war sich darüber im Klaren, wie leidenschaftlich Nietzsche von Frauen gelesen wurde, und ging mit den herrschenden Geschlechterstereotypen strategisch um. Gern kokettierte sie damit, sie habe mit ihrem Mann und ihrem Bruder die wichtigsten »Beschützer« verloren und sei deshalb nahezu hilflos. Doch hinter der weiblichen Rolle verbarg sich eine selbstbewusste Persönlichkeit, die sehr wohl ihre Interessen in einer von Männern bestimmten Welt zu verfolgen wusste. Für die Rückprojektion gegenwärtiger Werthorizonte bleibt Elisabeth allerdings ein schwieriges Sujet. Dies liegt schon allein an ihrer rigiden Erziehung und der Fremdheit gegenüber modernen Auffassungen von Intimität. So ist der Keuschheitskult, den sie um ihren Bruder inszenierte, kaum noch verständlich. Doch bietet gerade er einen Zugang zu den Eigenarten und Widersprüchen der Welt um 1900, die mit ihrer Bejahung individueller Lebensstile so leicht zu faszinieren versteht.

In jedem Fall gilt es, Elisabeth als selbständig handelnde Person ernst zu nehmen. Ihr großes Vorbild war Cosima Wagner, die in Bayreuth die

weltanschauliche Botschaft ihres verstorbenen Mannes verkündete und in kurzer Zeit ein künstlerisches Imperium aufbaute.²¹ Allerdings konnte sie im Unterschied zu Cosima nicht auf ein Erbe und die gesellschaftlich anerkannte Rolle als Witwe bauen. Umso mehr setzte Elisabeth auf ihr symbolisches Kapital als Schwester und stellte ihre familiäre Nähe nachdrücklich heraus. Damit hatte sie beachtlichen Erfolg, galt sie doch bald nach Nietzsches Tod als uneigennützigste Verwandte eines Jahrhundertgenies, das sie besser als jeder andere Mensch verstehe. Doch sollte die große Akzeptanz ihrer Lesart der Familiengeschichte nicht darüber hinwegtäuschen, wie hartnäckig sie an ihrer Durchsetzung gearbeitet hatte. Schließlich waren noch andere Nietzsche-Bilder im Umlauf und besaß sie kein Monopol auf die Deutung seiner Philosophie.

Ein zentrales Problem für den Weimarer Nietzsche-Kult stellten die in Basel aufbewahrten Dokumente dar. Sie legten ein anderes Bild des sensiblen Philosophen und seiner innerfamiliären Konflikte nahe und widersprachen manchmal ganz direkt der Deutung Elisabeth Förster-Nietzsches. Als Franz Overbeck in kritischer Absicht darauf hinwies, dass die Welt betrogen sein wolle²², ahnte er vermutlich nicht, wie recht er hatte. Denn es war gerade die Anpassung an den Publikumsgeschmack, die Elisabeth Förster-Nietzsches Erzählungen von der heroischen Durchsetzungsphantasie bis zur familiären Humoreske ihre Wirkmächtigkeit sicherte. Genau dieser Punkt, die gezielte Erfindung und Verbreitung erfolgreicher Mythen, verdient besondere Aufmerksamkeit. »Fälschungen« sind stets eine ebenso faszinierende wie aussagekräftige Quelle, weil sie viel über Wertmaßstäbe und Träume der Menschen verraten. Und in hohem Grade trifft dies für die Zeit um 1900 zu, als ganz unterschiedliche Verfechter der Moderne in dem Wunsch nach »Wiederverzauberung der Welt« übereinstimmten und faktische Zusammenhänge häufig einer »höheren Wahrheit« geopfert wurden.

Im Falle Elisabeth Förster-Nietzsches ist die Fälschungsproblematik enorm hoch aufgeladen. Denn die Ausgaben des Nietzsche-Archivs begünstigten die nationalsozialistische Indienstnahme des Philosophen und trugen Entscheidendes zu seinem schlechten Ruf in der angelsächsischen

Welt bei. Doch ist dies auch schon länger Geschichte, und so sollte der Deutung ihrer Editionen aus dem jeweiligen historischen Kontext nicht mehr allzu viel entgegenstehen. Überdies sind Fälschungen für Historiker meist kein Skandalon, sondern aussagekräftige Zeugnisse, weil sie die Signatur einer Zeit dechiffrieren helfen. Schließlich gehen sie nuanciert auf Interessen und Wünsche des angesprochenen Publikums ein. Dementsprechend eng ist das Verhältnis zwischen Fälschern und Kritikern, die beide nicht selten ihre Auffassung und die Seiten wechseln. Ohnehin sind Fälscher häufiger geistige Überzeugungstäter als bloße Kriminelle, denen es nur um den materiellen Gewinn zu tun ist.²³

Weltanschauliche Unterschiede und plakativ vorgenommene Abgrenzungen verlieren im Lauf der Zeit meist viel von ihrer Bedeutung. So galt die von Franz Overbeck begründete Basler Tradition wegen ihres kritischen Impetus lange als das Maß aller Dinge in der Nietzsche-Forschung. Die vielfältigen Initiativen Elisabeth Förster-Nietzsches in Weimar wurden hingegen mit guten Gründen als wissenschaftlich unsolide und deshalb inhaltlich vernachlässigenswert eingeschätzt.²⁴ Mittlerweile scheint jedoch der Wunsch nach einer grundlegenden Historisierung der frühen Nietzsche-Rezeption an Bedeutung zu gewinnen. Und das hieße vermutlich, dass die Unterschiede zwischen der Basler und der Weimarer Form der Nietzsche-Aneignung an Wichtigkeit verlieren werden. Denn vor dem intensiver betrachteten Zeithintergrund tritt manche bis dato übersehene Ähnlichkeit deutlicher hervor. So wurde Elisabeths Verherrlichung von Nietzsches Keuschheit durchaus auch in Basel geteilt. Carl Albrecht Bernoulli ging 1908 so weit, »Nietzsches androkratisches Selbstbewußtsein« als Folge seiner überwundenen Beziehung zu Lou Salomé panegyrisch zu feiern.²⁵ Man mag über Bernoullis Ablehnung der »dumphen Wonnen physischer Mannbarkeit« schmunzeln, doch spiegeln sie nicht nur den schwülstigen Zeitgeschmack. Seine Worte demonstrieren auch, wie wichtig man die Bekämpfung des Vorwurfs fand, Nietzsches Geisteskrankheit gehe auf eine Infektion mit der »Lustseuche« Syphilis zurück.

Elisabeth Förster-Nietzsche waren blühende Phantasie und ein nüchterner Realitätssinn eigen. Schon früh hatte sie sich nach einem abenteuer-

lichen Leben geseht und war ihrem Bruder nach der Berufung gern in die Schweiz gefolgt. Immer wieder wurden in der Literatur die Unterschiede zwischen ihrem Opportunismus und seiner Wahrheitsliebe herausgestellt. Das ist gewiss nicht falsch, aber vermutlich auch nicht die ganze Wahrheit. Denn Nietzsches Schwester hat nicht nur viele seiner frühen Prägungen geteilt, sondern auch sein Bild mehr als jede andere Person geprägt. Umgekehrt hängt unsere Einschätzung Elisabeths nicht unerheblich von der Beurteilung des Philosophen Nietzsche ab. Da die Nietzsche-Lektüre eine ausgesprochen subjektive Angelegenheit ist, steht eine baldige Einigung der Interpreten nicht in Aussicht. So bleibt die Zeit, sich intensiv mit dem Leben der Schwester auseinanderzusetzen, die auf höchst eigentümliche Art eine Zentralfigur der Ideengeschichte geworden ist.

FRÜHE PRÄGUNGEN

Als in der Nacht zum 10. Juli 1846 im Pfarrhaus zu Röcken ein zweites Kind geboren wurde, schien alles in bester Ordnung. Pastor Carl Ludwig Nietzsche und seine junge Frau Franziska hatten erst vor kurzem geheiratet und waren sich von Herzen zugetan. Es handelte sich um eine in der Mitte des 19. Jahrhunderts seltene Liebesheirat. Sechs Tage später wurde das Kind nach den Prinzessinnen des kleinen sächsischen Fürstentums Altenburg auf die Namen »Therese Elisabeth Alexandra« getauft, die der Vater einst unterrichtet hatte. Der schöne Taufspruch aus den Psalmen lautete:

Der Herr behüte Dich vor allem Übel,
Er behüte Deine Seele.¹

Anders als ihr Bruder ließ sich Elisabeth bereitwillig von der Mutter stillen, die das Kind in den nächsten Jahren verhätschelte, während der Vater seine erzieherische Energie auf Friedrich konzentrierte. In dem winzigen zwischen Weißenfels und Lützen gelegenen Ort Röcken, der zwar nur 20 Kilometer von Leipzig entfernt, aber doch schon recht abgeschieden war, muss die junge Familie wie ein Idyll gewirkt haben.

Doch so einfach lagen die Dinge nicht. Ludwig Nietzsche mangelte es an Selbstvertrauen. Nach dem frühen Tod des Vaters, des Superintendenten Friedrich August Ludwig Nietzsche, hatte die Mutter Erdmuthé das Kind einem strengen Regiment unterworfen. Wie es die Familientradition vorsah, sollte auch der Sohn wieder Pfarrer werden. Das belastete ihn schwer; denn er litt unter heftigen Kopfschmerzen und fürchtete, dem Leben nicht gewachsen zu sein. Doch er war guten Willens. Zur Konfirmation schrieb er einen Aufsatz über die Frage: »Warum ist die christliche

Religion die beste?«, den er stolz der Mutter überreichte. In der kleinen Abhandlung betonte er die innere Folgerichtigkeit christlicher Pflichtauffassung und stellte »die deutlichen Begriffe von dem zukünftigen Leben« heraus.² Die Ausbildung für seinen Beruf erhielt er in der einst berühmten, inzwischen aber ziemlich heruntergekommenen Internatsschule von Roßleben.

Unter den Schülern hatte der sensible Pastorensohn einen schweren Stand, wie seine zahlreichen Briefe nach Hause zeigen. Bei Alltagsproblemen war Ludwig Nietzsche ebenso passiv wie im menschlichen Umgang gehemmt. Er fand keinen Anschluss an seine Mitschüler, wurde von Einsamkeit geplagt und führte endlose Selbstgespräche. Lediglich seine Musikalität wurde früh erkannt und durch Orgelstunden gefördert; aber dies reichte nicht aus, um die Zeit in Roßleben spürbar aufzuhellen. Ludwig blieb ein braver, aber uninspirierter Schüler mit großen Schwächen in Mathematik und vielen persönlichen Problemen. Sein Heimweh verlor er in der Internatsschule nie, im Schlaf soll er nach der Mutter gerufen haben. Allenthalben ist das Fehlen des Vaters zu spüren, den er mit zwölf Jahren verloren hatte. Dementsprechend problematisch wird Ludwigs Charakter zumeist eingeschätzt.³ Doch sollte sein beredtes Klagen nicht darüber hinwegtäuschen, dass er durchaus eigene Wege ging. So lehnte er das rationalistische Glaubensverständnis des Elternhauses ab und hegte Sympathien für die »Erweckungsbewegung«, die dem religiösen Erleben hohe Bedeutung verlieh. Den offenen Konflikt mit der Mutter scheute er allerdings. Gleichwohl verdient es festgehalten zu werden, dass Ludwig bei aller Unsicherheit über eine gewinnende Art verfügte und seine beruflichen Pläne ernsthaft verfolgte. Er absolvierte ohne auffällige Krisen zwischen 1833 und 1837 das Theologiestudium in Halle, wobei ihn besonders der führende Kopf der »Erweckungsbewegung« August Tholuck interessierte. Anschließend ging er nach Altenburg und wurde am dortigen Hof Erzieher der drei Prinzessinnen. Der von ihm erteilte Unterricht in Glaubensdingen war zwar nur eine Übergangslösung, aber schon allein aus Prestigegründen durchaus begehrt. Bald nach dem zweiten theologischen Examen hatte Ludwig Nietzsche sein Ziel erreicht. Dank der Ver-

mittlung des Altenburger Herzogs erhielt er am 12. Oktober 1842 auf Geheiß des preußischen Königs Friedrich Wilhelm IV. die Pfarrei in Röcken.⁴

In dem Dorf mit gerade einmal zweihundert Einwohnern wurde der junge Pastor nicht sofort heimisch, aber die Menschen achteten ihn, und er widmete sich eifrig den anstehenden Aufgaben. Besonders hatte es ihm die Homiletik angetan, die schon auf der Universität sein Lieblingsfach gewesen war. Sorgfältig bereitete Ludwig Nietzsche seine Predigten vor, die von der Gemeinde geschätzt wurden. Noch im Oktober 1840 hatte er vor seinem Beruf solche Angst gehabt, dass er dem Leipziger Theologen Götz schrieb: »Mir tönet ins Ohr und Herz, wem viel gegeben ist, von dem wird man viel fordern, und zitternd und zagend ergreift mich oft solche Bangigkeit, daß ich lieber gar nicht ins Amt möchte.«⁵ Nun begann Ludwig Nietzsche, an der neuen Aufgabe Gefallen zu finden, und wollte eine Braut heimführen. Seine Wahl fiel auf die jüngste Tochter des Pastors David Friedrich Oehler im nahe gelegenen Pobles.

Die erst siebzehnjährige Franziska Oehler war von dem Antrag überrascht und gerührt. Vermutlich schien es ihr kaum glaubhaft, dass ein angesehener Bewerber um ihre Hand anhielt, während die älteren Schwestern noch warten mussten. Ihre Reaktion auf den Heiratsantrag war heftig und blieb ihr lebenslang in Erinnerung: »Ich war tief bewegt von dem mir über alles Verdienst und Würdigkeit scheinenden Glücke und weinte und weinte.« Freilich sollte bei dieser Schilderung mitbedacht werden, welche hohen Erwartungen sich an eine künftige Pastorenfrau richteten. Dies galt auch für die Familie Nietzsche, in der gern erzählt wurde, dass Franziska zur Zeit des Heiratsantrags noch mit Puppen gespielt habe.⁶ In jedem Fall führt kein einfacher Weg zu ihren Motiven. Und vielleicht ist die Frage, was sie wirklich wollte, auch nicht vorrangig. Denn wie hätte das sechste von elf Kindern schon reagieren können, als Ludwig Nietzsche seinen Heiratswunsch am 10. Juli 1843 dem Vater brieflich mitteilte? Die drei älteren Schwestern hatten noch keinen Mann gefunden, während sie den höflichen Pfarrer aus Röcken, der so schön Klavier spielte, seit der ersten Begegnung mochte. Ludwig wiederum schätzte die lebendige junge Frau, die er als »Mann von Welt« mit guten Manieren zu beeindrucken

suchte. Die Hochzeit fand an seinem 30. Geburtstag am 10. Oktober 1843 in der Röckener Kirche statt. Der Bräutigam war außer sich vor Freude und hielt eine schwungvolle Hochzeitsrede. Allerdings passierte ihm ein Missgeschick; beim Öffnen der Haustür zerbrach auf der einen Seite »das ganze untere Fach«. ⁷ Als böses Omen hat dies wohl niemand gedeutet – schließlich bringen Scherben Glück. Die frisch Vermählten hatte freilich bald der Alltag wieder.

Ludwig Nietzsche war mit seiner Mutter Erdmuthé und seinen beiden Schwestern Auguste und Rosalie nach Röcken gezogen, damit sie ihn bei der Arbeit unterstützen. Nun musste sich Franziska mit den drei Frauen arrangieren. Insbesondere bei Erdmuthé fiel dies schwer, war sie doch seit langem zu bestimmen gewohnt und hatte an der ihrer Ansicht nach allzu kindlichen Schwiegertochter manches auszusetzen. Franziska, die sich in der fremden Umgebung unsicher fühlte, musste viele Dinge lernen – und gehorchen. Sie sehnte sich nach der vertrauten Atmosphäre in Pobles zurück und hoffte zugleich darauf, dass ihr Mann sie bei den täglichen Auseinandersetzungen unterstützen werde. Doch Ludwig ging jedem Konflikt mit der durchsetzungsfähigen Mutter aus dem Weg.

Nach der Geburt des ersehnten Stammhalters am 15. Oktober 1844 verbesserte sich Franziskas Stand in der Familie spürbar. Nun herrschte der Eindruck vor, mit ihr sei doch die richtige Schwiegertochter ins Haus gekommen. Ludwig Nietzsche freute sich sehr über seinen Sohn, der am Geburtstag des preußischen Königs zur Welt gekommen war. Bei der am 24. Oktober gehaltenen Taufpredigt über die »Güte des Allmächtigen« zog er in der Röckener Kirche alle Register seines Könnens. ⁸ Nachdrücklich hob er seine euphorische Stimmung hervor, als er »des lieben Kindes erste[n] Schrei« gehört habe. Ludwig rühmte die »jugendliche Mutter«, die sich noch nicht wieder erholt hatte und deshalb dem Taufgottesdienst fernbleiben musste, und zeigte sich gewiss, dass Gottes Segen auf dem Pfarrhaus ruhen werde. Gleichzeitig ließ er keinen Zweifel daran, wie viel ihm die Ernennung zum Pastor durch den preußischen König bedeutete. Deshalb hielt er es für gänzlich unstrittig, dass der Knabe »zur Erinnerung an meinen königlichen Wohlthäter« den Namen Friedrich Wilhelm führen sollte.

An der Entwicklung seines Sohnes nahm Ludwig Nietzsche regen Anteil; allein die Pflichten eines Familienvaters überforderten ihn schon bald. Erschöpft und verzweifelt teilte er seinem Freund Emil Julius Schenk im Januar 1845 mit: »Ich fühle mich in Allem so erbärmlich, daß ich froh bin, nur ein Landpastor zu sein, und nur im Kleinen und Stillen wirken zu können - von den hochfahrenden Gedanken, einmal in eine große Stadt zu kommen, habe ich längst Abschied genommen.«⁹ Offenkundig war Ludwig dem Leben kaum gewachsen, doch vor der Familie und in der Gemeinde hielt er die Fassade des tüchtigen Landgeistlichen noch eine Weile aufrecht. Aber am Neujahrmorgen 1846 kam es zu einem Ereignis, das sich nicht mehr vertuschen ließ. Hochgradig erregt von einem Streit mit dem Dorflehrer Gustav Dathe über dessen Eheprobleme, erreichte Ludwig Nietzsche gerade noch die Röckener Kirche. Am ganzen Körper zitternd, brach er zu Beginn des Gottesdienstes weinend vor dem Altar zusammen. Seinem Freund Schenk teilte er mit, dass er aus Angst vor einer Wiederholung in den nächsten zwei Wochen aufs Predigen verzichtet habe.¹⁰ Dies war sicher naheliegend, aber die Gemeinde wird sich trotzdem ihren Teil gedacht haben. Und gewiss hatte das traumatische Ereignis eine Dauerwirkung auf den verunsicherten Pastor.

Doch das Leben ging weiter. Franziska verstand mittlerweile, dass ihr Mann viel schwächer war, als sie ihn sich bei der Eheschließung vorgestellt hatte. Sie kümmerte sich nicht nur um den Haushalt, sondern nahm auch beträchtlichen Anteil an der Kindererziehung. Insbesondere beschäftigte sie sich mit der temperamentvollen Tochter, der sie manches durchgehen ließ und die schon früh ein kesses Auftreten an den Tag legte. In Rücken blieb dies nicht unbemerkt. Eine Bekannte riet Franziska ganz direkt, sie solle Elisabeth nicht zu vorlaut werden lassen.¹¹ Ein Beinbruch waren solche Einmischungen jedoch nicht, sondern wohl eher die Regel in einer ländlichen Welt, in der jeder jeden kannte. Ohnehin galt die größere Aufmerksamkeit dem Erstgeborenen, der vom Vater mit fürsorglicher Strenge erzogen wurde. Die Adventszeit 1847 verlief entspannt. An Erdmuthes Geburtstag, dem 17. Dezember, hatten die Kinder einen ersten Auftritt. Fritz »sagt einen kleinen Vers auf«, und »Elisabeth stammelt ein



Ludwig Nietzsche in Amtstracht

paar Worte«. ¹² Als im Februar 1848 ein zweiter Junge geboren wurde, war die Freude im Pfarrhaus groß. Er erhielt nach dem Altenburger Herzog den Namen Joseph und wurde bald zum Liebling der Familie. Sorgen kamen in anderer Hinsicht auf.

Der konservativ eingestellte Vater beurteilte die sich abzeichnenden gesellschaftlichen Veränderungen mit feindseliger Härte. Bereits in seinem ersten Amtsjahr hatte er den »Centralverein evangelischer Theologen der Provinz Sachsen« gegründet, der sich sozialreformerischen Initiativen der Kirche entgegenstellte. Angesichts des Massenelends in den 1840er Jahren, von denen der Protest der schlesischen Weber bis heute in Erinnerung geblieben ist, mag diese Entscheidung überraschen. Aber sie entsprach Ludwig Nietzsches Erziehung, der überdies seine Position dem rückwärtsgewandten preußischen König verdankte. Politisch zu denken hatte der Pastor nicht gelernt. Er deutete die Unruhen der Gegenwart als Zeichen für Gottes Zorn über die Glaubensferne der Menschen und war weit davon entfernt, sie als Folge einer ökonomischen Anpassungskrise zu verstehen. Bezeichnenderweise setzte sich in den 1840er Jahren, als zeitweise mehr als 175 000 Arbeiter beim Eisenbahnbau beschäftigt wurden, der Ausdruck »Industrielle Revolution« in Deutschland durch. ¹³

Die Märzrevolution war für Ludwig Nietzsche ein Schock. Fahnen schwingende Revolutionäre kamen auf ihrem Weg nach Leipzig durch

Röcken und verkündeten den Untergang der bestehenden Ordnung. Als leidenschaftlicher Anhänger von Thron und Altar fand es Ludwig unfassbar, dass der preußische König sein Haupt vor den Berliner »Märzgefallenen« entblößt hatte. Er schloss sich in sein Arbeitszimmer ein und weinte. Wie empört der Pastor war, belegt sein Brief an Emil Julius Schenk vom 27. März 1848. Den Tod von Revolutionären beurteilte er als »gerechtes Verhängnis Gottes, womit er die Radicalen und Liberalen [...] bestraft hat«, zugleich litt er darunter, dass sich Friedrich Wilhelm IV. vor den Revolutionären erniedrigt habe. Eine Rechtfertigung für die gewaltsame Veränderung der Gesellschaft konnte der überzeugte Anhänger des monarchischen Prinzips nirgendwo erkennen. Ja, er ging in seiner Enttäuschung so weit, den preußischen König für tot zu erklären.¹⁴

Im September 1848 erkrankte Ludwig Nietzsche. Er hatte rasende Kopfschmerzen, musste sich unter Krämpfen erbrechen und litt unter Gedächtnisverlust. Die Mutter bemühte sich darum, sein Leiden von den Kindern fernzuhalten, doch ist ihr dies nur bei den jüngeren gelungen. Friedrich war bereits alt genug, um das Elend bewusst zu erleben. Wie tief ihn die Geschehnisse bewegten, zeigt eine mit vierzehn Jahren verfasste Lebensbeschreibung. Bewusst arbeitete er einen scharfen Kontrast zwischen der friedlichen Zeit vor der Erkrankung des Vaters und der Zeit danach heraus, die durch »Angst und Spannung« charakterisiert gewesen sei.¹⁵ In Röcken wusste man keinen Rat. Die in der Familie beliebten homöopathischen Heilmittel versagten vollständig. Die Schulmedizin war schon bei der Diagnose überfordert.

Die Krankheit des Vaters zog sich über viele Monate hin. Immer wieder wurde die Stille im Haus durch seine Schreie erschüttert. Ludwig Nietzsche versöhnte sich nicht mit seinem Schicksal, sondern rebellierte gegen den Tod. Im Pfarrhaus wurde unablässig für den Kranken gebetet, doch der körperliche Verfall schritt voran. Am 2. Dezember 1848 schrieb er seinen letzten Brief. Er endete mit den Worten: »[I]ch grüße Euch Lieben mit Herz und Hand! Später mehr! Ludwig Nietzsche.«¹⁶ In den letzten Wochen war er vollständig erblindet, konnte nur noch lallen und musste gefüttert werden. Als er am 30. Juli 1849 starb, verlor die Familie ihren

symbolischen und realen Mittelpunkt. Lange hatte man sich im Pfarrhaus auf Ludwigs Tod einstellen können und war bei seinem Eintreten doch überfordert. Die Wucht des Ereignisses spiegelte sich im Tagebuch seiner Schwester Rosalie. Zwar freute sie sich, dass Ludwig »nun erlöst von allen, allen Leiden« sei, doch noch mehr bedauerte sie die trauernde Familie, die fortan auf seine liebevolle Güte verzichten müsse.

Für Franziska Nietzsche, die ganz auf ihren Mann gebaut hatte und nun mit ihren drei kleinen Kindern allein dastand, war der Tod eine Katastrophe. Aber es sollte noch schlimmer kommen. Im Januar 1850 erkrankte der noch nicht einmal zwei Jahre alte Joseph und starb vollkommen überraschend. Die junge Witwe war verzweifelt. Bis an ihr Lebensende konnte die fromme Frau diesem Tod keinen Sinn abgewinnen. Ihr Sohn Friedrich teilte in seinen Autobiographien von 1858 und 1861 mit, dass er in der Nacht vor Josephs Tod von dem schrecklichen Ereignis geträumt habe.¹⁷ Der Tatsachengehalt dieser Aussage lässt sich kaum bestimmen, aber sie legt doch nahe, dass der Fünfjährige den Tod seines Brüderchens ausgesprochen schwer nahm. Zu allem Überfluss musste die Familie das Pfarrhaus für den Amtsnachfolger räumen.

Franziska stand vor einer schweren Entscheidung. Sollte sie mit den Kindern in ihr Elternhaus zurückkehren oder bei den Nietzsches bleiben? Sie wählte vermutlich die schlechtere Lösung und zog mit ihnen im April 1850 nach Naumburg – im Unterschied zu Röcken kein Dorf, sondern eine Stadt mit mehr als 13 000 Einwohnern. Es spricht einiges dafür, dass sie damit dem Willen ihres Mannes nachkam, der seine eigene Familie höher schätzte als die seiner Schwiegereltern. Die Nietzsches bezogen eine Wohnung in der Innenstadt. Die besseren Räume bekamen Erdmuthe und ihre Töchter. Franziska und die beiden Kinder mussten sich mit zwei »sonnenlosen Hinterzimmer[n]« begnügen. Eines bezog die Mutter, das andere teilten sich Elisabeth und ihr Bruder. Als »Kostgängerin« konnten sie bei der strengen Schwiegermutter keine Ansprüche stellen.¹⁸

Die mittelalterliche Tradition spielte für Naumburg trotz des eindrucksvollen Doms nur eine untergeordnete Rolle; denn Mitte des 19. Jahrhunderts stand das deutsche Geistesleben im Zeichen der Antike. Zudem

hatte die Stadt, obwohl die Industrialisierung nur schleppend vorankam, Anschluss an moderne Entwicklungen gefunden. Sie bildete das Verwaltungszentrum der preußischen Provinz Sachsen und bot zahlreichen Beamten Arbeit; am meisten Ansehen genoss das Oberlandesgericht. 1846 bekam Naumburg einen Bahnhof, der die Stadt mit Halle und Erfurt verband. 1857 wurde eine Gasanstalt eingerichtet, zwei Jahre später eine Telegraphenstation.

Im Nachmärz verfügten die Konservativen über beträchtlichen Einfluss in der Stadt. Ihr Konservatismus war eine hochmoderne Angelegenheit. Seine zentrale Voraussetzung lag in der Revolution von 1848, die in Sachsen besonders turbulent verlaufen war. Nach dieser Erfahrung stimmten viele Menschen darin überein, dass man einen gewissen Wandel akzeptieren müsse, wenn man die eigenen Traditionen bewahren wolle. Zudem hatten die Revolutionsergebnisse vor Augen geführt, wie wichtig die militärischen Machtverhältnisse bei gesellschaftlichen Konflikten waren. Im Hause Nietzsche spielten hingegen weltanschauliche Motive die entscheidende Rolle. So schätzte Rosalie, die an Friedrich Nietzsches Entwicklung besonderen Anteil nahm, den Mitbegründer und programmatischen Kopf der konservativen Partei Friedrich Julius Stahl. Dabei dürfte weniger die spektakuläre Karriere des getauften Juden eine Rolle gespielt haben, der als Ordinarius für Rechtsphilosophie an der Berliner Universität eine Berühmtheit war, als sein Neuluthertum und seine grundlegende Ablehnung der Gegenwart. Die Wissenschaft betrachtete Stahl nur dann als gerechtfertigt, wenn sie den menschlichen Glauben unterstützte. Den Liberalismus kritisierte er scharf wegen seines fehlenden sozialen Verantwortungsgefühls und maßlosen Vertrauens in politische Neuerungen.¹⁹

Derlei tiefeschürfende Gedanken bewegten Franziska Nietzsche nicht. Sie fühlte sich unwohl in der Stadt und sehnte sich nach der vertrauten ländlichen Atmosphäre. Das Zusammenleben mit den drei älteren Frauen war gewiss alles andere als einfach. Immer wieder wurde Franziska von der Schwiegermutter gemaßregelt, die selbst drei Kinder ohne Mann großgezogen hatte. Das Bildungsgefälle zwischen den beiden Frauen wird die Situation nicht erleichtert haben. Noch ohne eigene Freunde, war der

Anfang in Naumburg für Franziska ausgesprochen schwer. Das schmale Witwengeld und die Beihilfe des Altenburger Hofes reichten gerade für das Nötigste. Im Schlaf knirschte sie mit den Zähnen.²⁰ Auch die Kinder hatten nach dem Umzug Anpassungsschwierigkeiten. Sie empfanden die Atmosphäre in den engen Gassen der Stadt als bedrohlich und sehnten sich nach den Feldern um Röcken. Doch nach einer gewissen Zeit gewöhnten sie sich an die neue Situation. Im Naumburger Frauenhaushalt, zu dem auch noch das Hausmädchen Wilhelmine Arnold gehörte, drehte sich viel um Friedrich Nietzsche und dessen Befindlichkeit. Die Schwester scheint dies klaglos hingenommen zu haben.

Elisabeths Kindheitsbriefe an die Mutter mögen gelegentlich wie Pflichtübungen wirken, beweisen aber dennoch echte Nähe. Sie sind fast durchgängig von einem freundlichen Ton getragen. Bemerkenswertes Geschick zeigte sie im Verseschmieden. Bereits zum Jahresbeginn 1857 verfasste sie folgende Zeilen, mit denen sie dem mütterlichen Idealbild zu entsprechen suchte:

Aber kann ich denn auch sorgen,
Ich ein Kind an Leib und Geist?
Kann nur lieben und gehorchen,
Weiß noch kaum, was sorgen heißt.
All mein Sorgen noch besteht
Nur in Wünschen und Gebet.

Ein Jahr später fiel der »Glückwunsch zum Jahresbeginn« noch souveräner aus. Sein Thema ist die Geborgenheit, die ein Kind nur bei der Mutter finden kann. Das Gedicht beginnt mit den Strophen:

Des Jahres erster Morgen
Erwecket meinen Sinn
Dir, lieber Gott, zu danken,
Daß ich noch leb und bin.

Daß meiner Mutter Treue
Noch immer für mich wacht
Und meiner Kindheit Pfade
Mir leicht und sicher macht.²¹

Es ist schwer vorstellbar, dass diese Verse im Familienkreis nicht gelobt wurden.

Elisabeth hat später gern die Strenge ihrer Erziehung herausgestellt, und da ist gewiss auch einiges dran. Denn Erdmuthé, die sich von ihren Töchtern ein Leben lang siezen ließ, wird auf die Einhaltung vieler Regeln geachtet haben. Franziska hatte kaum eine andere Wahl, als sich anzupassen. Beispielsweise studierte sie intensiv Dorothea Valentiners Ratgeber *Über Erziehung und Unterricht des weiblichen Geschlechts*, der ein traditionelles, von der Religion geprägtes Frauenbild verfocht.²² Der Tod ihres Mannes beschäftigte Franziska jahrelang. Immer wieder zog es sie zu dem mit einem Rosenstock bepflanzten Grab, wo sie mit dem Verstorbenen Zwiesprache hielt. Das Zentrum ihrer öffentlichen Aktivitäten lag in der Naumburger Gemeinde. Gleichwohl sollte von alledem nicht in den Hintergrund gedrängt werden, dass Franziska ein viel fröhlicheres Gemüt als ihre Schwiegermutter besaß. Natürlich hatten die Kinder zu gehorchen, aber es gab auch Quellen regelmäßiger Freude. Sie liebte es, die Kinder auf den Schultern ins Bett zu bringen und dort hineinplumpsen zu lassen. Elisabeths Briefe sprechen jedenfalls nicht für größere Angst vor der Mutter. So berichtete ihr die ganz junge Elisabeth von einem Besuch bei den Großeltern: »Am Morgen ziehe ich mich allein an dann gehe ich herunter und die Tante macht mir die Haare dann trinke ich und die Tante an der Pumpe ein Glas frisches Wasser dann habe ich meine Milch und springe draußen herum. [...] Der kleine Kuchen ist für Fritz.«²³ Generell scheint sich Elisabeth in dem Frauenhaushalt gut eingefügt zu haben. Sie besaß eine rasche Auffassungsgabe und Sinn für die familiären Eigenheiten. Natürlich musste sie im Haushalt mithelfen, doch lasteten auf ihr weniger Ansprüche als auf dem Bruder. Schon früh stand fest, dass er in die Fußstapfen des Vaters treten und Pastor werden solle. Elisabeths Werdegang nahm man nicht

so wichtig. Die Mutter riet ihr sogar von übertriebener Lektüre ab, weil zu hohe Bildung den Wert auf dem Heiratsmarkt beeinträchtigen könne. Gleichwohl freute sie sich auch bei der Tochter über gute Schulleistungen.

In mancher Hinsicht war Elisabeths Jugend normaler, als sie gewöhnlich gezeichnet wird. Wie ihr Bruder fieberte sie jedes Jahr dem Weihnachtsfest mit seinen Geschenken entgegen. 1856 waren dies etwa verschiedene »Püppchen«, während sich Friedrich über Schlittschuhe und Noten freute. Andere Geschenke hatten erzieherische Bedeutung. So erhielten beide Kinder ein »Tagebuch [...] Schreibebücher Stahlfedern und Stahlfederhalter« und damit implizit die Aufforderung, über sich selbst Rechenschaft abzulegen. Die Tagebücher wurden alsbald genutzt.²⁴ Auf den Ratschlag einer Freundin schickte Franziska ihre Tochter auf die höhere Töchterschule. An der Naumburger Lehranstalt von Frau Paraski sollte Elisabeth alle Dinge erlernen, die für ihr zukünftiges Leben notwendig seien. Doch das Unterrichtsniveau war beklagenswert gering. Es ging fast ausschließlich um praktische Fähigkeiten, während Fragen der Persönlichkeitsentwicklung und der Allgemeinbildung keine Rolle spielten.

Elisabeths Zeugnisse belegen, dass sie sich in der Schule kontinuierlich verbesserte. Besondere Talentproben scheint sie allerdings nicht gegeben zu haben. So verfasste sie einen Aufsatz zu der Frage: »Worin liegt der Reiz, welche Reisebeschreibungen für uns haben?« Elisabeth betonte die Bedeutung von Büchern für das Verstehen »fremder Völker« und die Mühelosigkeit, mit der die heutigen Menschen Wissen erwerben könnten. Beispielsweise bringe man in Erfahrung, »wie durch Missionäre auch unsere Religion in andere Länder verbreitet worden ist«. Über die inhaltlich naive und sprachlich unbedarfte Abhandlung urteilte der Lehrer: »Die Arbeit ist nicht ohne Fleiß gemacht, einzelne Gedanken sind etwas weitläufig und breit dargestellt, sonst recht gut.«²⁵ Deutlich besser schnitt Elisabeth bei ihrem Lob des Krieges ab. Zwar sei das mit ihm einhergehende Unglück unbestreitbar, doch habe »er auch heitere Folgen«. So seien »durch den Krieg viele Länder entdeckt worden, weil die Völker in dem Krieg nach verschiedenen Theilen hingestreut werden«. Er fördere den Patriotismus, der für jedes Gemeinwesen unabdingbar sei, und stärke den

Gottesglauben. Denn manch einer »denkt in Friedenszeiten, daß er den lieben Gott nicht braucht, aber im Kriege sieht er, wie nothwendig es ist, Gott [zu] vertrauen, denn mit Gottes Hülfe wird alles überstanden«.

Während in den Aufsätzen zumeist die richtige Gesinnung eingeübt wurde, ging es in Fächern wie Schönschreiben, Zeichnen oder Handarbeit vor allem um das genaue Befolgen von Vorschriften. Gelegentlich waren die Grenzen fließend. So musste Elisabeth in einem Schönschreibheft fünfzehnmal den Satz »Selbst ist der Mann.« notieren. Die Aufforderung »Bete ohne Unterlaß!«, bei der es vor allem um die korrekte Wiedergabe des großen »B« und des großen »U« ging, notierte sie auf einer Seite 22-mal. Andere Sätze aus dem Buch, denen häufig eine religiöse Botschaft eigen war, lauteten: »Ein gutes Kind gehorcht geschwind.« und »Mit dem Herrn fang Alles an!«²⁶ Eigene Gedanken der Kinder spielten kaum eine Rolle, und dementsprechend schmucklos fielen die Zeugnisse aus. 1857 und 1858 attestierte man Elisabeth etwa, sie sei »in jeder Beziehung musterhaft«. In jedem Fall lernte sie an Frau Paraskis Institut, dass Fleiß und Wohlverhalten sich lohnten. Trotz der massiven Unterforderung ist Nietzsches Schwester gern zur Schule gegangen. So war es bestimmt nicht leicht für sie, als sie am 29. September 1860 ihr Abschlusszeugnis erhielt. Es enthielt den positiven Kommentar: »Elisabeth ist immerfort bemüht gewesen, sich in den Stunden auszuzeichnen; sie besitzt daher auch die volle Zufriedenheit ihrer Lehrer.«²⁷ Aber das änderte nichts an der Tatsache, dass Mädchen die Schule in Preußen mit vierzehn, spätestens fünfzehn Jahren verließen.

Der Hauptgrund für Elisabeths schöne Schulzeit dürften nicht die Lehrinhalte gewesen sein, auch wenn sie von dem in Naumburg gelernten Französisch ein Leben lang profitierte. Vielmehr liebte sie das Beisammensein mit ihren Freundinnen und freute sich, den Lehrern zu gefallen. Für einen Lehrer schwärmte sie besonders, den Diakon und späteren Oberpfarrer Friedrich August Wenkel. Ihrem Tagebuch vertraute sie am 11. April 1861 an, sie habe als Einzige früh seine Qualitäten erkannt und gegen die Freundinnen verteidigt. Begeistert heißt es über den der Erweckungsbewegung nahestehenden Theologen, der zu Beginn seiner Tä-

tigkeit auf Unverständnis und Kritik bei den Schülerinnen gestoßen war: »Er ist das Ideal von Lehrer u. Pädagoge!«²⁸ Mit dem Gedanken, wie schön es gewesen sei, Wenkel überhaupt kennengelernt zu haben, sprach sich Elisabeth selbst Mut zu. Im Grunde bedauerte sie doch sehr, nicht mehr wie ihr Bruder zur Schule gehen zu dürfen.

Friedrich Nietzsche ist häufig und gerade von seiner Schwester als brillanter Schüler dargestellt worden, doch die Anfänge seines Werdegangs waren ausgesprochen mühsam. Zwar besuchte er seit 1855 das angesehene Naumburger Domgymnasium, aber er tat sich in keinem Fach besonders hervor. Vielmehr wurde er im Frühjahr 1856 dezidiert darauf hingewiesen, dass seine Latein- und Französischkenntnisse »noch sehr lückenhaft« seien.²⁹ Dabei nahm Nietzsche die Schule ernst und lernte nicht selten bis in die tiefe Nacht. Doch die ersehnten Erfolge wollten sich nicht einstellen, die Noten blieben mittelmäßig. Angesichts seiner unstrittigen Begabung handelt es sich um einen interessanten, biographisch noch nicht wirklich aufgehellten Befund. Die Mutter musste reagieren, hatte sie sich doch in den Kopf gesetzt, ihrem Sohn den Weg zum Pastorenberuf zu ebnen. Sie dachte an einen Platz in der preußischen Landesschule Pforta, einem Internat, dessen exzellenter Ruf den späteren beruflichen Erfolg verbürgen sollte.

Franziska Nietzsche antichambrierte für ihren Sohn bei den entscheidenden Stellen, und sie tat gut daran. Denn gerade in den Fächern, die später seine Karriere begründeten, Latein und Griechisch, blieben die Leistungen mäßig. Im Abgangszeugnis des Domgymnasiums vom 25. September 1858 wurden sie sogar als »[w]eniger befriedigend« eingeschätzt³⁰. Bedenkt man die Schlüsselstellung der klassischen Sprachen im preußischen Schulsystem und speziell in Pforta, hört sich das nicht vielversprechend an. Doch die Mutter hatte schon früh erkannt, dass für die Aufnahme in das Internat soziale Gesichtspunkte entscheidend sein konnten. Die meisten der dortigen Schüler verfügten über ein Stipendium, das Kirchnähe prämierten und soziale Härten ausgleichen sollte. Friedrich Nietzsche hatte als Sohn eines Pfarrers und Halbweise keine Schwierigkeit, eine der sieben Freistellen der Stadt Naumburg zu bekommen.